SARAH BETH DURST

THE FARAWAY INN



Unverkäufliche Leseprobe

Sarah Beth Durst

The Faraway Inn

Wo Magie zu Hause ist

Sarah Beth Durst

THE FARAWAY INN

WO MAGIE ZU HAUSE IST

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Sara Riffel

Loewe



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

ISBN 978-3-7432-2474-2
1. Auflage 2026
erschienen unter dem Originaltitel *The Faraway Inn*,
Text copyright © 2026 by Sarah Beth Durst,
published by Arrangement with Sarah Beth Durst
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.
Für die deutschsprachige Ausgabe © 2026 Loewe Verlag GmbH,
Bühlstraße 4, D-95463 Bindlach
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Sara Riffel
Illustrationen für Umschlag und Vor- und Nachsatz: Indiana Acosta
Umschlag- und Farbschnittgestaltung: Michael Dietrich
Kapitelvignette © Anna Mariukhno / Shutterstock.com
Alle Rechte vorbehalten.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, D-07381 Pößneck
produktsicherheit@loewe-verlag.de

www.loewe-verlag.de

Für jeden,
der der Realität entfliehen möchte,
der einen Zufluchtsort braucht,
der einen Moment durchatmen muss.

Kapitel 1

Überall waren Bäume.

Calisa stand mit ihrem Rucksack und ihrem Koffer neben dem Briefkasten und versicherte sich selbst, dass sie genau das hier jetzt brauchte.

Vor ihr lag ein Wald, durch den eine einspurige Straße führte. Kiefern wuchsen dicht an dicht und nur hier und da hob sich ein Baum mit weißer Rinde wie eine Kerze von dem Dunkelgrün ab. Der Himmel über ihr war mattweiß, die Sonne hinter Wolken verborgen, was zu ihrer Stimmung passte – bedeckt, mit der Aussicht auf Regen.

»Das wird ein wunderbarer Sommer«, sagte sie fest, als müsste sie es nur laut genug aussprechen, damit ihre Worte wie bei einem Zauberspruch wahr würden.

Sie hatte sich keine richtige Vorstellung davon gemacht, wie es sich anfühlen würde, tatsächlich hier zu sein, ganz allein zwischen diesen unfassbar vielen Bäumen, weit weg von allen, die sie kannte, und allem, was vertraut war. Sie war zu sehr darauf konzentriert gewesen, nicht *dort* zu sein.

Vor ein paar Wochen noch wäre sie nie auf den Gedanken gekommen, zwei ganze Monate nach Vermont zu fahren, aber nachdem ihre Welt zusammengebrochen war, hatte sie die Einladung mit Freuden angenommen. Sie wollte den Sommer überall verbringen, nur nicht in Brooklyn – nicht

dort, wo Ethan sein würde, der Junge, der ihr das Herz herausgerissen hatte und dann mit der Begeisterung eines vierjährigen Stepptänzers darauf herumgetrampelt war. Es war eine Frage der Selbstfürsorge.

Im Nachhinein betrachtet hätte sie sich von dem Uber-Fahrer wohl besser bis zur Haustür ihrer Großtante bringen lassen sollen, statt nur bis zum Briefkasten, aber nach den Stunden im Zug und dann im Auto wollte sie ein Stück zu Fuß gehen. Außerdem hatte der Fahrer die ganze Zeit übers Fliegenfischen geredet.

Tja, hier war sie also.

Alles wird gut. An den Wolken erkannte sie, dass es noch nicht gleich regnen würde. Und wenn doch, dann würde sie den Regenschirm auspacken, auch wenn sie sich nicht ganz sicher war, wo genau sie ihn verstaut hatte.

Alles wird gut werden.

Calisa setzte sich ihren Rucksack auf und zog den Koffer die Straße entlang. Die Bäume ragten zu beiden Seiten auf. Es roch nach Kiefern und feuchter Erde, ganz anders als diese Mischung aus Kebabfleisch, den Abgasen der Busse, Kaffee und schimmelndem Müll, die sie mit der Straße in Park Slope in Verbindung brachte, in der ihre Familie wohnte. Über ihr stießen die Vögel ein durchdringendes Krächzen aus, das ihr das Gefühl gab, ein Eindringling zu sein. Als sie genauer hinhörte, vernahm sie aber auch ein weicheres Trillern, ein kaskadenartiges Tschilpen, das freundlicher klang. Eichhörnchen sprangen von Ast zu Ast und brachten den Wald zum Rascheln. Sie fragte sich, ob es in Vermont Wölfe gab. Oder Bären. Wahrscheinlich nicht. Oder vielleicht doch? Das hier war keine Stadt und auch kein Vorort. Bären waren nicht völlig ausgeschlossen. Im-

merhin würde die Begegnung mit einem Bären eine gute Party-Geschichte abgeben. Oder ein hervorragendes Motivationsschreiben für die College-Bewerbung. Sie hatte ihres noch nicht angefangen. Andererseits wäre es eher unangenehm, zerfleischt zu werden.

Dicht neben ihr raschelte es erneut in den Bäumen, und Calisa zuckte zusammen. Sie entdeckte ein Eichhörnchen, das den Stamm einer Kiefer hochflitzte.

Nur ein Eichhörnchen. Kein Bär. Bloß meine wilde Fantasie.

Auf Google Maps hatte es von der Hauptstraße bis zum Inn nicht allzu weit ausgesehen. Sie zog ihr Handy heraus. Kein Empfang. Also schob sie es wieder in die Tasche zurück und ging weiter. Vor ihr wurde der Himmel dunkler und graue Wolken sickerten in die weißen hinein.

Die Straße machte eine Biegung und auf der linken Seite tauchte ein Holzschild auf, das halb mit Efeu überwuchert war. Darauf stand in geschnitzten Buchstaben:



Lächelnd atmete sie aus.

»Seht ihr«, sagte sie zu den Bäumen. »Fast da.«

Sie fand den Namen zwar ein bisschen übertrieben – so weit war Vermont nun auch wieder nicht von Brooklyn entfernt –, aber jetzt, da sie *hier* war, in einem Wald, in dem es möglicherweise Bären gab, kam er ihr doch ganz passend

vor. Hier fühlte sie sich sehr weit weg von allem und das war genau, was sie gewollt hatte.

Etwas erleichtert ging Calisa schneller – und dann fing es an zu regnen.

Anfangs waren es nur ein paar Tropfen, einer landete auf ihrer Wange, einer auf ihrem Kopf und ein paar fielen um sie herum auf die Straße. Schon bald wurde daraus jedoch ein Nieseln. Zitternd ging sie weiter und wünschte sich, sie hätte sich etwas Wärmeres angezogen als eine Jeans-Shorts und ihr Lieblings-T-Shirt von Brooklyn Beans (petrolfarben, mit einem Bild von einer Kaffeetasse und dem Aufdruck »Brew can do it!«). Mom-Kate hatte darauf bestanden, dass sie eine Jacke einpackte, obwohl Sommer war, aber die war irgendwo tief vergraben, wahrscheinlich zusammen mit dem Regenschirm. Sie hatte keine Lust, stehen zu bleiben und sie herauszukramen und dabei zu riskieren, dass alles andere im Koffer nass wurde. Besser, sie lief einfach weiter.

Ein paar Minuten und viele Regentropfen später führte die Straße einen Hügel hoch und gab den Blick frei auf ein Tal zwischen dicht mit Kiefern bestandenen Hängen. Dahinter erhob sich ein Bergpanorama, das von grauen Wolken gekrönt war.

Mitten in der Senke befand sich der Gasthof ihrer Großtante.

»Hm«, sagte Calisa laut.

Sie war schon seit Jahren nicht mehr hier gewesen, seit ihrem fünften oder sechsten Lebensjahr, und der Anblick stimmte mit ihrer Erinnerung *überhaupt* nicht überein. Sie glaubte sich an ein Bilderbuchhäuschen zu erinnern, das von Rosen und Flieder eingerahmt war, mit einem plätschernden Bächlein daneben oder dahinter. Hatte sie sich

das alles nur ausgedacht? Sie war damals noch so jung gewesen, dass die Erinnerung verschwommen und etwas wirr war. Dennoch hatte sie mit etwas Hübschem gerechnet.

Das hier …

… war *alles* andere als hübsch.

Vielleicht war es einmal *ansehnlich* gewesen, aber wenn ja, dann war das viele, viele Jahre her.

Calisa blinzelte die Tropfen auf ihren Wimpern weg, betrachtete das heruntergekommene Gebäude und fragte sich, was passiert war. Tante Zees Inn war grau, trostlos und … die netteste Beschreibung, die ihr einfiel, war »etwas in die Jahre gekommen«. Das Haus erinnerte sie an eine zermatschte Hochzeitstorte: Drei Stockwerke hoch und die ausgeblichene Farbe blätterte schon ab. Was vielleicht einmal weiß mit einer Bordüre aus Elfenbein gewesen war, war jetzt nur noch grau mit noch schmutzigerem Grau. Das Dach neigte sich schräg und die Fensterläden hingen schief. Im zweiten Stock war ein Fenster mit Sperrholz vernagelt. Die Veranda, die rund ums Haus verlief, wurde so von wildem Wein überwuchert, dass sie halb unter dem Grün verschwand.

Alles war furchtbar verwildert. In den Blumengärten, von denen Mom-Kate und Mom-Elise geschwärmt hatten, während Calisa mit Packen beschäftigt gewesen war – »überall Narzissen und Flieder und Rosen und Lilien!«, hatten sie gesagt –, wucherte Unkraut. Okay, das war noch untertrieben. Brombeerranken und Efeu aus dem Wald hatten sich in den Beeten breitgemacht, als wollten sie sie verschlingen. Das plätschernde Bächlein – wenn es denn überhaupt noch vorhanden war – konnte Calisa nicht einmal sehen.

Es sah aus, als stünde der Wald kurz davor, das ganze Haus zu verschlucken.

Allerdings waren ihre Mütter tatsächlich der Meinung gewesen, Tante Zee habe Schwierigkeiten, das Haus instand zu halten. Genau deswegen hatte Mom-Kate überhaupt vorgeschlagen, Calisa hierherzuschicken. Sie könne Tante Zee helfen und sich gleichzeitig von ihrem Liebeskummer erholen. »Zwei Fliegen mit einer Klappe«, hatte Mom-Kate fröhlich gesummt.

Mom hatte vermutlich keine Ahnung, wie heruntergekommen das Inn wirklich war. Wenn drinnen nicht ein paar Lichter gebrannt hätten, dann hätte Calisa das Haus für verlassen gehalten.

Calisa starrte in das Tal hinab, während der Regen an ihrem Shirt hinunterlief und in ihre Sneaker sickerte. Ihre Socken waren bereits durchweicht und von ihren Haaren tropfte Wasser auf ihre Schultern. Nicht der Ankunftsmoment, den sie sich ausgemalt hatte.

Zumindest wird Tante Zee froh sein, mich zu sehen.

Offensichtlich gab es hier eine Menge zu tun. Aber vor harter Arbeit hatte sie keine Angst. Nur davor, für erbärmlich gehalten zu werden. Lieber war sie eine unbezahlte Aushilfe, die zu viel schuften musste, als das bemitleidenswerte Mädchen mit dem gebrochenen Herzen. Sie spielte liebend gern das Aschenputtel, solange sie mit keinem Prinzen tanzen musste.

Ihr ursprünglicher Plan für den Sommer hatte ganz anders ausgesehen. Bevor Ethans Abgang ihr Leben auf den Kopf stellte, hatte sie sich alles schon hübsch zurechtgelegt: Es war ihr gelungen, einen Job in einer Secondhand-Boutique namens *Buttons and Bell-Bottoms* zu ergattern, der fantastisch gewesen wäre. Dort hätte sie jeden Nachmittag ein paar Stunden gearbeitet, die meiste Zeit auf ihrem Handy gespielt

und irgendwelche bunt zusammengewürfelten Outfits anprobiert. Danach hätte sie sich mit ihren Freundinnen getroffen. Maddy, Crystal und sie hatten sich vorgenommen, bis Ende August jeden einzelnen Coffee-Shop in Brooklyn zu besuchen. Abends hätte sie sich dann mit Ethan in der Bodega getroffen, der kleinen Tapasbar, in der er arbeitete und die sich im selben Haus befand wie ihre Wohnung. Sie hätten zusammen gegessen (manchmal mit seiner Familie, manchmal mit ihrer oder auch nur zu zweit), Filme geschaut und gekuschelt oder wären ausgegangen und hätten eine Party von Ethans Freunden besucht. Es wäre ein ganz anderer Sommer gewesen als das hier.

Aber jetzt … selbst wenn sie die nächsten Monate pausenlos in Haus und Garten und sonst wo arbeiten müsste, bis sie Blasen und Schwielen an den Händen hätte, wäre das immer noch besser, als Ethan jeden Tag sehen zu müssen, wenn sie an der Bodega vorbeikam, und das Gefühl zu haben, ein weiteres Mal innerlich zerrissen zu werden.

Hier würde es zumindest ihrem Herzen gut gehen.

Auch wenn es etwas feucht ist.

Im Herbst würde sie dann ein neues Leben anfangen und mit hoch erhobenem Haupt ins Abschlussjahr starten.

Calisa holte tief Luft und ging weiter den Hügel hinunter auf das *Faraway Inn* zu. Sie eilte die Straße entlang, ohne auf das Schmatzen ihrer Socken in den Schuhen zu achten. Ihr Koffer holperte über den unebenen Asphalt, während sie ihn hinter sich herzog.

Die graue Statue einer Frau mit vor der Brust gefalteten Händen sah Calisa im Vorbeigehen an. Regen tropfte von ihrem Steingesicht und sammelte sich in ihren leeren Augen.

Calisa zerrte ihren Koffer die Stufen zur Veranda hoch.

Oben atmete sie aus und unterdrückte den Drang, sich wie ein nasser Hund zu schütteln. Stattdessen stand sie nur triefnass da. Aber ihre Lage hatte sich deutlich verbessert: Immerhin befand sie sich jetzt unter einem Dach, obwohl das eindeutig Löcher hatte – alle paar Meter bildeten sich Pfützen auf der Veranda.

Unsicher, ob sie klopfen oder einfach hineingehen sollte, musterte sie die Eingangstür. Sie wurde erwartet und es handelte sich schließlich um einen Gasthof, kein einfaches Haus. Im Marriott klopfte man auch nicht an. Aber es gab einen Türklopfer aus Messing, in der Form einer Eule …

Warum zögerte sie noch?

Sie musste nicht nervös sein: Sie war schon so weit gekommen, hatte ihren Sommerjob abgesagt, sich von ihren Freundinnen und ihren Eltern verabschiedet und war hierhergereist. Das Schwierigste war bereits geschafft.

Anklopfen und dann eintreten, beschloss sie.

Sie trat einen Schritt vor …

… und die Holzbretter unter ihr gaben nach. Calisa brach durch den Verandaboden nach unten, die Luft wurde ihr aus der Lunge gepresst. Ihr Rucksack blieb an den noch unversehrten Brettern hängen und rutschte ihr bis über die Schultern hoch. Nur ihr Koffer stand unschuldig neben dem Loch.

»Aah!« Das Geräusch, das ihr rausrutschte, klang wie das Gackern eines Huhns.

Sie war nicht verletzt, oder? Sie horchte in sich hinein – Knie, Fußgelenke, Ellbogen. Alles in Ordnung.

Das Loch, in dem sie bis zur Brust steckte, entsprach in etwa ihrem Körperumfang und einem Teil des Rucksacks. Calisa legte die Hände auf die Bretter vor ihr und versuchte, sich hochzustemmen.

Es funktionierte nicht.

Und zwar gar nicht.

Vielleicht hätte es geklappt, wenn sie bei dem Sturz nicht ihren Rucksack getragen hätte – aber den hatte sie nun mal auf dem Rücken und jetzt war er hinter ihr eingeklemmt. Damit steckte sie fest wie ein Korken in einer Flasche.

Calisa versuchte es noch einmal. Diesmal sprang sie hoch und drückte sich gleichzeitig mit den Armen nach oben. Kaum befand sie sich ein paar Zentimeter über dem Boden, strampelte sie mit den Füßen. Aber nachdem sie sich eine Minute lang schnaufend abgemüht hatte, sank sie wieder in das Loch zurück.

Okay, das ist nicht gut.

Nur nicht in Panik verfallen, sagte sie sich. Schließlich war sie ja nicht mitten im Wald in ein Loch gefallen, wo es Bären und Wölfe gab. Sie befand sich auf (oder genauer gesagt: in) der Veranda eines respektablen Gasthofs. Wenn sie um Hilfe rief, würde jemand sie hören und zu ihrer Rettung kommen. Nur dass sie so ihren Sommerjob eigentlich nicht hatte antreten wollen. Sollte sie etwa zu ihrer Großtante, die sie jahrelang nicht gesehen hatte, sagen: »Hey, Tante Zee, ich bin hier, um dir zu helfen, deshalb habe ich deine Veranda kaputt gemacht«?

Nein, sie würde schon irgendwie allein hier herauskommen.

Vielleicht, wenn sie zuerst den Rucksack loswürde und dann …

»Hallo?«, sagte in diesem Moment eine junge männliche Stimme. »Hast du dir wehgetan?«

Calisa spürte, wie sie rot wurde. Teils vor Erleichterung, weil jemand gekommen war, um ihr zu helfen, und teils vor

Verlegenheit, weil sie in diesem Loch feststeckte. »Mir geht's gut.«

Sie drehte ihren Oberkörper, so weit es ging, um den Besitzer der Stimme anzuschauen. Er stand auf der Veranda und schien etwa in ihrem Alter zu sein (glaubte sie zumindest). Und er sah gut aus (*das* konnte sie definitiv erkennen) und hatte zerzaustes, vom Regen nasses Haar. Nicht nur war er absurd frisch-vom-Film-Set-attraktiv, sondern auch kräftig. Seine Armmuskeln wölbten sich deutlich vor und er trug einen großen steinernen Wasserspeier auf der Schulter, als wäre es ein Sack Kartoffeln.

»Ich bin Jack. Der Hausmeister«, sagte er. »Oder vielmehr der Sohn des Hausmeisters, aber ich helfe ab und zu aus.«

Er sah sie stirnrunzelnd an, als würde sie *nicht* hierhergehören, was ja durchaus stimmte. Sie gehörte auf jeden Fall nicht mitten in die Veranda.

»Äh, hi, ich bin Calisa. Tante Zees Nichte. Großnichte.«

Es war nicht gerade die geistreichste Vorstellung, aber zumindest hatte sie ihren Namen nicht gestottert, wie es ihr bei ihrer ersten Begegnung mit Ethan passiert war. (Er hatte behauptet, dass er ihr Gestammel zauberhaft fand.) Aber sie war *nicht* mit der Absicht hierhergekommen, noch einmal so ein peinliches erstes Kennenlernen zu erleben. In Wahrheit war sie davon ausgegangen, überhaupt niemandem in ihrem Alter zu begegnen. Sie hatte gedacht, dass sie den Sommer über mit Tante Zee allein sein würde – und vielleicht ein paar zurückhaltenden erwachsenen Gästen, die kamen und gingen. Komplikationen konnte sie nicht gebrauchen. Wie zum Beispiel, durch eine Veranda zu fallen.

Er deutete mit der freien Hand auf den Wasserspeier. »Das hier ist Zef. Er gehört eigentlich in Zimmer acht. Ich bringe

ihn nur schnell aus dem Regen rein, bevor ich den Käse hole.«

Nichts davon ergab einen Sinn. »Käse? Für … Zef?«

Jack lachte – ein angenehm herzliches Lachen, das ihr das Gefühl gab, gerade einen guten Witz gemacht zu haben, obwohl sie eigentlich nur verwirrt gewesen war. »Der Gast in Zimmer zwölf mag Käse. Und Gemüse. Aber hauptsächlich Käse.«

»Ich mag auch Käse.« Sie zuckte innerlich zusammen.

Warum bin ich nicht in der Lage, mit einem gut aussehenden Jungen ein normales Gespräch zu führen? Vielleicht weil ich versuche, freundlich zu sein, während ich in einem Loch feststecke?

»Alle Sorten außer Blauschimmel.«

»Blauschimmel habe ich auch noch nie verstanden«, stimmte Jack zu.

»Die blauen Stellen sollen essbar sein, aber ich komme einfach nicht darüber hinweg, dass das Schimmel ist.« Warum redete sie über Schimmel? Sie wollte nicht über Schimmel reden. Sie wollte raus aus diesem Loch. »Ich mag Cheddar. Und Ziegenkäse, den weichen, den man streichen kann. Der passt gut zu Feigenmarmelade.«

»Ich mag am liebsten Käsekuchen.«

»Jeder mag Käsekuchen.«

»Außer Leute mit Laktoseintoleranz«, sagte Jack.

»Hm-hmm, für die ist das wahrscheinlich ein grausamer Witz«, sagte Calisa. »Ein Kuchen, den man nicht essen darf.«

Jack runzelte die Stirn. »Du hast recht. Wahrscheinlich sollten wir gar keinen servieren.«

»Es sei denn, man benutzt laktosefreien Quark.«

»Funktioniert das denn?«

Sie wusste, dass es solchen Quark gab, aber sie hatte noch nie damit gebacken. »Ich habe letztes Jahr einen normalen Käsekuchen gebacken. Der Trick ist, dass man ihn langsam abkühlen lässt, damit er keine Risse bekommt. Wahrscheinlich ist die Zubereitung dieselbe.«

Oh Gott, warum führe ich eigentlich immer noch dieses Gespräch? Wenn das Universum erwartet, dass ich dankbar in seine Arme sinke, nachdem er mich gerettet hat, als eine Art kosmischer Entschuldigung für letzten Monat … Nope, das wird nicht passieren.

Sie wollte definitiv *nicht* in seiner Schuld stehen.

»Ich hatte mal ein Stück Käsekuchen mit weißer Schokolade und Himbeeren«, sagte er träumerisch. »Frische Himbeeren schmecken am besten.«

»Blaubeeren sind noch besser«, erwiderte Calisa.

»Du hast eindeutig noch nie eine Himbeere frisch vom Strauch gegessen.«

Das stimmte, aber das war momentan eindeutig nicht ihre größte Sorge. Calisa wand sich und versuchte, mit den Armen einen besseren Winkel zu finden, um sich aus dem Loch zu stemmen. »Das ist bestimmt lecker.« Wieder schaffte sie es nicht und sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

In vorsichtigem Ton, als wäre er nicht sicher, ob es unhöflich war, fragte Jack: »Bist du ein geladener Gast? Ich meine, du hast gesagt, du bist Tante Zees Großnichte, aber … sie hat gar nichts von dir erzählt. Bist du hier wirklich richtig? Weiß sie, dass du kommst?«

»Eigentlich müsste sie das«, sagte Calisa. »Meine Mütter haben mit ihr geredet.«

»Ah …« Er sah erleichtert aus. »Geht's dir gut?«, fragte er dann noch zögerlich.

Nein.

»Ja. Aber ich glaube, ich stecke fest.« Moment mal, dachte er etwa, sie hinge absichtlich halb durch die Veranda? Hatte er nicht gesehen, dass sie offensichtlich Hilfe brauchte?

»Hmm«, sagte er und musterte das Loch im Boden, als handele es sich um einen Teil der Architektur und nicht um eine unbeabsichtigte Katastrophe. »Ich bringe nur schnell Zef in Zimmer acht zurück, dann komme ich wieder und rette dich. Und dann solltest du mit Tante Zee reden. Sie ist hier die Chefin von allem.«

Bevor sie ihn darum bitten konnte, ihr *gleich* zu helfen, nicht erst nachdem er seine Arbeit erledigt hatte, war Jack, der höfliche, gut aussehende, aber am Ende wenig hilfreiche Sohn des Hausmeisters, schon nach drinnen verschwunden.

»Okay, das war definitiv *nicht* nett«, murmelte sie vor sich hin. Sondern einfach nur peinlich. Was sollten diese »Bist du hier richtig«-Fragen? Das hier war ein Inn. Selbst wenn sie nicht eingeladen wäre, müssten hier doch ständig überraschend Leute auftauchen, oder?

»Aber egal.« Sie hatte sowieso keine Lust, gerettet zu werden.

Und noch weniger Lust, auf Rettung zu warten.

Einfach hinauszuklettern würde jedoch nicht funktionieren. Sie schaute über die Veranda in den Garten, sah aber nur die Statue der Frau mit einer ausgestreckten Hand inmitten des Unkrauts stehen.

»Danke, aber ich glaube nicht, dass du mir helfen kannst«, sagte Calisa.

Sie versuchte noch einmal, sich aus dem Loch zu stemmen. Es klappte wieder nicht.

Was, wenn sie versuchte, statt nach oben nach unten zu

kommen? Könnte sie unter der Veranda hervorkriechen? Das war keine schlechte Idee. Nach unten abzutauchen war nicht schwer, ihr Rucksack rutschte einfach mit und landete eine Sekunde später auf ihrem Rücken. Unter der Veranda war es dunkel und feucht, aber zu ihrer Linken konnte sie Licht sehen. Mit angezogenen Beinen watschelte sie darauf zu.

Vor sich hörte sie ein Murmeln.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken und sie blieb stehen. »Hallo?«

Das Murmeln verstummte.

Waren es die Stimmen der Gäste im Inneren des Hauses gewesen? Sie spähte in die Schatten unter der Veranda, sah jedoch nichts. In gebückter Haltung ging sie weiter, weil sie nicht über den schlammigen Boden kriechen wollte.

Ein weiteres kaskadenartiges Flüstern, diesmal hinter ihr.

Sie drehte sich rasch um. Wieder war niemand da. Ihr Herz schlug heftiger. Es musste die Akustik unter der Veranda sein, die die Geräusche aus dem Inneren des Hauses verzerrte, doch das Flüstern hatte so scharf geklungen, dass sie eine Gänsehaut bekommen hatte.

Noch schneller bewegte Calisa sich jetzt auf das Licht zu und kam schließlich unter der Veranda hervor. Sie richtete sich auf und blickte auf den überwucherten Garten und die Berge in der Ferne. Der Regen hatte nachgelassen und in den Wolken rund um die Gipfel waren schon einige blaue Streifen zu sehen. Das Flüstern war verstummt.

Sie kehrte zur Vorderseite des Hauses zurück, machte einen Bogen um das Loch in der Veranda und näherte sich vorsichtig der Tür. Sie ließ sich problemlos öffnen und Calisa trat mit ihrem Koffer und dem Rucksack ein.

Erleichtert ausatmend hatte sie das Gefühl, ein kleines Wunder vollbracht zu haben, nur indem sie das Inn betreten hatte. In der Eingangshalle war es schattig. Licht fiel durch die staubigen Fenster und erfüllte das Foyer mit einem leichten Dunst. Sie wartete darauf, dass ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Zu beiden Seiten befanden sich Türen, die stumm und still offen standen. Die von den Wänden abblätternde Tapete hatte Wasserflecken. An einer Wand hing ein Spiegel, der jedoch so schmutzig war, dass es aussah, als würde sich Rauch darin spiegeln. Anstatt ihres Gesichts sah sie im Vorbeigehen nur einen geisterhaften Fleck. Vor ihr befand sich zwischen einer Treppe (über die es vermutlich zu den Gästezimmern im ersten Stock hochging) und einem Flur (der wer weiß wohin führte) der Empfangstresen, dahinter ein Brett mit Haken, an denen altmodische Schlüssel hingen. Nur eine Handvoll Schlüssel fehlte.

Sollte das bedeuten, dass der Gasthof so gut wie unbewohnt war?

Auf dem Tresen stand ein Silberglöckchen, und sie fragte sich, ob sie läuten sollte. Sie war ja kein Gast und wusste nicht genau, was von ihr erwartet wurde. Ihre Eltern hatten ihr nur gesagt, welche U-Bahn sie nach Penn Station und welchen Zug sie nach Burlington nehmen sollte. (Wie zum Hohn hatte der Zug den Namen Ethan Allen getragen – wie weit musste sie eigentlich reisen, um den Erinnerungen an Ethan zu entkommen?) Die Adresse, die sie dem Uber-Fahrer nennen sollte, hatten sie ihr auch mitgeteilt. Und ihr außerdem die strikte Anweisung gegeben zu texten, sobald sie eingetroffen war. (Oder anzurufen, wenn es kein WLAN gab, aber wie konnte es in einem Gasthof kein WLAN geben?) Sie wollten wissen, ob sie sicher angekommen und

nicht in den Bergen verloren gegangen war, wo sie sich von Eichhörnchen und Beeren ernähren müsste, um zu überleben … Ihre Mütter machten sich immer große Sorgen um sie, besonders Mom-Elise, die das mütterliche Sorgenmachen zu einer Kunstform erhoben hatte.

Calisa spähte durch die erste Tür zu ihrer Linken in eine Art Salon. Er war staubig und grau und ähnelte der Farbe der Hausfassade. Die Hälfte der Möbel war mit schmutzigen Tüchern verhängt, die früher mal weiß gewesen sein mussten, als würde das Zimmer nicht mehr genutzt. In einer Ecke stand auf einem Servierwagen mit Rollen ein fleckiges silbernes Teeservice. Vom Griff der Teekanne bis zum Rand des Wagens zogen sich Spinnweben. Der Raum war menschenleer, nur eine alte weiße Katze schlief auf einem der ausgeblichenen Samtstühle. Sie öffnete ein Auge, um Calisa anzuschauen, und schloss es dann wieder – ein klarer Lass-mich-in-Ruhe-Blick. Calisa zog sich respektvoll zurück.

Gegenüber dem Salon, auf der anderen Seite der Eingangshalle, befand sich eine Bibliothek. Auch hier waren weder Gäste noch Tante Zee zu sehen, es musste jedoch früher eindeutig ein schönes Zimmer gewesen sein. Die Regale waren staubig und auf den oberen Brettern entdeckte Calisa ein paar Spinnweben, aber es gab eine herrliche Bank unter dem Fensterbogen. Die Regale selbst bedeckten sämtliche Wände und waren vom Boden bis zur Decke mit Büchern gefüllt. Eine Leiter auf Rollen lehnte dagegen, damit die Gäste an alle Bücher heranreichen – oder damit einmal rund ums Zimmer gleiten konnten. Calisa widerstand dem Drang, es auszuprobieren.

Erst Tante Zee finden, dann mit der Bibliotheksleiter spielen. Und die Katze streicheln, wenn sie es zulässt.

Sie spähte durch den nächsten offenen Durchgang in ein Esszimmer, das aussah, als wäre es schon jahrelang nicht mehr benutzt worden. Mitten auf dem Tisch stand eine Vase mit vertrockneten Blumen und an der Wand lehnte ein dreibeiniger Stuhl. Hinter dem Esszimmer und der Treppe führte ein weiterer kurzer Flur zu einer Handvoll Gästezimmern.

Auf der anderen Seite des Empfangstresens, den Flur mit der abblätternden Tapete hinunter, der ihr als Erstes aufgefallen war, entdeckte Calisa die Küche. Sie war altmodisch, mit einem Backsteinofen an einer Wand, Sträußchen getrockneter Kräuter, die von den Deckenbalken hingen, und einem riesigen, von einigen wackligen Hockern umgebenen Küchentisch. Im Gegensatz zu den anderen Zimmern war hier vor Kurzem erst sauber gemacht worden, dennoch sah die Küche unbenutzt und vernachlässigt aus. Auf dem Herd stapelten sich Töpfe und Pfannen, als würden die Kochfelder nie eingeschaltet, und die Messlöffel, die an einer Wand hingen, sahen eher wie Dekoration als wie Kochwerkzeuge aus. Die Kräuter an der Decke waren so trocken, dass sie förmlich zerbröselten.

Calisa ging zur Spüle und sah durch das Fenster in den Garten hinter dem Haus. Draußen stand ein großer alter Apfelbaum mit geschwungenen Ästen und Unmengen von Blättern. Dazwischen entdeckte sie ein paar unreife Äpfel, so groß wie Walnüsse. Hinter dem Baum ragten die Berge auf. In dunstige Wolken gehüllt, wirkten sie beinahe ätherisch, als könnten sie sich in Luft auflösen, wenn Calisa zu lange hinsah.

Wo sind eigentlich alle?

Wenn es nicht regnen würde, dann hätte sie damit gerechnet,

dass ein paar der Gäste im Wald spazieren oder auf einem der Berge in der Nähe auf Klettertour waren. Nur weil sie selbst sich nicht fürs Klettern interessierte, hieß das ja nicht, dass das auch für die Gäste galt. Vielleicht waren sie auch in einer nahe gelegenen Stadt und besuchten dort die Antiquitätenläden oder machten das, was man in Vermont sonst so machte? Oder sie befanden sich in ihren Zimmern, abgeschottet von der Welt, und genossen es, der Enttäuschung, dem Stress oder dem Liebeskummer, der sie in die Wildnis von Neu-England hatte fliehen lassen, entkommen zu sein …

Aber wo war Tante Zee? Sie sollte doch wenigstens …

»Die kleine Cali«, hörte sie in diesem Moment hinter sich.

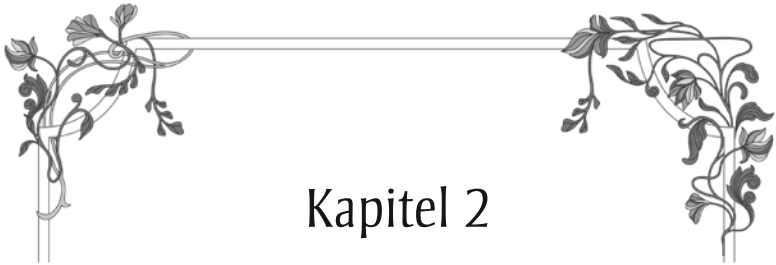
Calisa drehte sich um und sah die Besitzerin des Inns, ihre Großtante Zee, vor sich stehen.

Tante Zee war einen halben Kopf kleiner als Calisa und hatte schneeweißes Haar, schrumpelige Haut, die an die Schale einer Walnuss erinnerte, und eingesunkene Augen mit milchig-blauen Pupillen. Calisa fand, dass sie viel älter aussah als zweiundachtzig. »Hallo, Tante Zee«, setzte Calisa an. »Es ist schön, dich …«

»Du kannst gern über Nacht bleiben«, fiel Tante Zee ihr ins Wort. »Aber danach musst du wieder gehen.«

Calisa spürte, wie ihr der Mund offen stehen blieb.

»Ich will und brauche dich hier nicht.«



Kapitel 2

Ich kann das wieder in Ordnung bringen«, sagte Calisa und musste sofort an die kaputte Veranda denken.

»Unwahrscheinlich.« Tante Zee stieß ein freudloses Lachen aus. »Du bist die Tochter deiner Mutter.«

Autsch. Sie meinte Mom-Kate, die Tante Zees Nichte und Calisas biologische Mutter war und keinerlei handwerkliches Geschick hatte. Es gab eine unrühmliche Geschichte, wie sie einmal einen Schraubenschlüssel mit einem Schraubendreher verwechselt hatte. Aber Calisa war der Meinung, dass sie es schon schaffen würde, die Veranda zu reparieren, wenn sie einen Nachmittag Zeit hätte und ein paar YouTube-Videos anschauen könnte. Ansonsten bräuchte sie noch Holz, einen Hammer und Nägel. Und vielleicht eine Säge?

»Ich kann es versuchen.«

»Sie konnte mir nicht helfen und sie hat es jahrelang versucht, als sie in deinem Alter war. Nein, ich habe auch so schon genug um die Ohren. Es ist besser, wenn du gleich wieder gehst, bevor du mir noch die Gäste vergraulst.«

Sie meint nicht die Veranda, erkannte Calisa. Hier ging es um mehr als das. Möglicherweise wusste Tante Zee noch gar nichts von dem Loch. Mit einem unguten Gefühl im Magen sagte sie: »Ich dachte, meine Mütter haben mit dir geredet.«

»Geredet haben sie«, knurrte Tante Zee.

Also warum wollte sie dann nicht …

»Aber nicht zugehört.«

»Aber … ich muss hierbleiben!« Es sollte ein Sommer werden, in dem sie sich erholen und heilen konnte – um nachzudenken, zu ihrer inneren Stärke zu finden und sich um sich selbst zu kümmern, wie ihre beste Freundin Crystal immer sagte –, bevor sie das letzte Schuljahr antrat, sich fürs College bewarb und ihren Ex-Freund wiedersah, in dessen hübschen Augen keinerlei Bedauern zu lesen war. Sie brauchte das! Und sie war so weit gereist. Sie konnte nicht nach nur einem Tag nach Brooklyn zurückschleichen und sagen, dass ihre Großtante sie nicht haben wollte.

Tante Zee schlurfte zum Küchenfenster und machte ein paar wedelnde Handbewegungen, als wollte sie einen Taubenschwarm verscheuchen. Dann schnaubte sie grimmig und wandte sich Calisa wieder zu. »Mach nicht so ein Theater. Du *musst* nicht hierbleiben. Du *willst* hierbleiben.«

Calisa sah aus dem Fenster, konnte aber nicht entdecken, was Tante Zee dort verscheucht hatte. Es sah genau aus wie vorher: ein Apfelbaum in einem verwilderten Garten, dahinter der Wald, die Berge und der dunkler werdende Himmel. »Bitte, Tante Zee, ich weiß, dass ich dir helfen kann. Ich koche gerne. Oder backe zumindest. Das kann ich ziemlich gut, glaube ich. Oder ich könnte sauber machen. Staub wischen. Staubsaugen. Oder so.«

Tante Zee schüttelte den Kopf.

»Wie wär's mit Abwaschen? Ich kann Geschirr abwaschen! In unserer Wohnung gibt's keinen Geschirrspüler, ich habe also ziemlich viel Übung. Ich bekomme sogar Vasen wieder sauber, in denen so lange Blumen standen, dass die Blätter und Blütenblätter innen am Glas festgeklebt sind …«

»Ich brauche deine Hilfe nicht.«

Calisa deutete auf den Stapel der unbenutzten Töpfe, die vertrockneten Kräuter und den schrecklich verwilderten Garten draußen vor dem Fenster. »Du brauchst ganz eindeutig Hilfe.«

»Sagt ein Mädchen, das keine Ahnung davon hat, wie man ein Gasthaus führt.«

»Sagt ein Mädchen, das Augen im Kopf hat und sehen kann …« Sie unterbrach sich. Sie würde ihre Großtante nicht überzeugen, indem sie ihr den schlimmen Zustand ihres Inns vor Augen führte, obwohl es ziemlich offensichtlich war, dass das ganze Haus nur einen kräftigen Nieser davon entfernt war, zu Staub zu zerfallen.

Tante Zee sah sie an, als wäre sie ein Klumpen Dreck, der an ihrem Schuh klebte.

»Ich will helfen«, fügte Calisa leiser hinzu.

Tante Zee musterte sie einen Moment lang und schnaubte dann. »Warum?«

»Weil …«

Welchen Grund würde ihre Großtante gerne hören? Sollte sie sagen, dass sie es wichtig fand, Familienmitgliedern zu helfen (nur dass sie Tante Zee jahrelang nicht gesehen hatte)? Oder dass sich die Arbeitserfahrung gut in ihrer College-Bewerbung machen würde (nur dass sie noch gar nicht so wirklich darüber nachgedacht hatte)? Oder dass sie nur so ihren Sommer verbringen konnte, ohne das Gefühl zu haben, jedes Mal durch einen Gemüsehäcksler gejagt zu werden, wenn sie Ethan mit einer seiner offenbar zahlreichen Freundinnen sah, über die alle außer ihr Bescheid gewusst hatten?

»Die Wahrheit«, verlangte Tante Zee.

»Weil ich meinen Freund dabei erwischt habe, wie er die Hand unter Jocelyn Pullmans Shirt geschoben hat«, platzte es aus ihr heraus, »und ich so weit wie möglich von allem entfernt sein muss, das mich an ihn erinnert.«

Tante Zee starrte sie wieder an, dann lachte sie.

Calisa spürte, wie sie rot wurde. Sie wünschte, sie hätte sich eine andere Antwort überlegt, im Idealfall eine, die weniger erbärmlich klang. Sie sah zu den Deckenbalken hoch, dann nach unten auf den zerschrammten Holzfußboden und schließlich zu den ausgeblichenen Schränken. Die zarten Rosen und Efeuranken, mit denen das Holz einst bemalt gewesen war, waren kaum noch zu erkennen. Sie konzentrierte sich auf die kleinen Rosen, während ihre Augen heiß wurden. Das Gelächter verstummte. »Ich weiß deine Ehrlichkeit zu schätzen. Eine viel bessere Antwort, als zu behaupten, dass du einer mürrischen alten Dame helfen willst, die dir nie ein Geburtstagsgeschenk geschickt hat.«

Sie sah wieder ihre Großtante an. Hatte sie etwa, entgegen aller Wahrscheinlichkeit, doch das Richtige gesagt? *Ich kann nicht einfach umdrehen und nach Hause zurückkehren.* Was sollte sie ihren Müttern sagen? Mom-Elise würde sagen, dass sie lernen musste, für sich selbst einzustehen und ihren eigenen Wert zu begreifen, und Mom-Kate würde nach Vermont fahren und sich mit Tante Zee streiten. Nichts davon würde Calisa bei ihrem Grundproblem helfen, dass sie Juli und August überstehen musste, ohne sich in ein selbstmitleidiges Häufchen Elend zu verwandeln.

»Mein Inn war immer schon ein Ort für Leute, die eine Zuflucht brauchen.«

Ja. Eine Zuflucht. Genau das wollte sie. Sie brauchte Bäume und Berge und so viel Arbeit, dass sie an nichts anderes

mehr denken konnte. Hoffnung stieg in ihrer Kehle auf. »Dann darf ich also den Sommer über hierbleiben?«

»Auf keinen Fall.«

Die Hoffnung löste sich in Luft auf.

»Nein, das ist keine gute Idee. Aber … ein paar Tage, denke ich. Du kannst drei Tage bleiben, ein bisschen Trübsal blasen, bis es dir wieder besser geht, und dann nach Hause zurückkehren.« Damit verließ Tante Zee die Küche.

Ein bisschen Trübsal blasen …

Der ganze Sinn der Sache war doch, eben *nicht* »Trübsal zu blasen«!

Calisa schob den Gedanken beiseite und folgte ihrer Großtante.

Tante Zee schlurfte den Flur entlang zum Eingangsbereich. Sie deutete auf den rauchigen Spiegel. »Achte nicht auf den Spiegel. Er ist ein Pessimist.« Damit schob sie sich hinter den Empfangstresen.

Calisa musterte den Spiegel. Es war eine seltsame Art zu sagen, dass ein Spiegel einen unvorteilhaft aussehen ließ, besonders wenn man ihn eigentlich nur einmal mit Glasreiniger abwischen müsste. Ein weiterer Beweis dafür, dass sie mehr darüber wusste, wie man einen Haushalt führte, als Tante Zee zu wissen glaubte. Was sie aber natürlich nicht laut sagen würde.

Klatsch.

Sie drehte sich um und sah, dass Tante Zee ein ledergebundenes Buch auf den Tresen hatte fallen lassen. Mit finsterer Miene schlug sie die Seiten auf. Calisa trat näher heran, um einen Blick darauf zu werfen …

»Na, na. Das ist privat«, verscheuchte sie Tante Zee.

Calisa machte einen Schritt rückwärts, versuchte aber

trotzdem, einen Blick auf das Buch zu erhaschen. Es war voller handschriftlicher Notizen in ordentlichen Spalten, wie ein Gästebuch. Oder war es mehr als das? Auf einer Seite sah sie eine Liste von Ausgaben und Vorräten. Anscheinend trug Tante Zee alles, was das Inn betraf, in dieses Buch ein anstatt beispielsweise in eine Excel-Tabelle. Beim Zustand des Hauses wunderte es Calisa nicht, dass Tante Zee sich noch keinen Computer zugelegt hatte.

Zumindest schrieb sie nicht mehr mit Feder und Tinte.

»Die Gäste des Faraway Inns genießen die größtmögliche Privatsphäre«, sagte Tante Zee. »Während der drei Tage, die du hier bist, wirst du das respektieren.«

Drei Tage waren immerhin besser als »du musst morgen wieder gehen«, womit ihr Gespräch angefangen hatte. Sie musste an eine Dialogzeile aus dem Lieblingsfilm ihrer Mütter denken: *Gute Nacht, Westley. Schlaf gut. Ich werde dich höchstwahrscheinlich morgen früh umbringen.*

Vielleicht würde sie Tante Zee nach drei Tagen davon überzeugen können, dass sie noch drei Tage bleiben konnte und danach noch drei, bis es plötzlich, zack, September war und Calisa sich vollständig von ihrem Liebeskummer erholt hatte, emotional stabil und bereit, nach Hause zurückzukehren.

»Das ist wichtig: Die Privatsphäre der Gäste muss respektiert werden. Hast du verstanden?«

»Natürlich.« Sie würde jede Regel befolgen, die Tante Zee ihr auferlegte, solange sie nur bleiben durfte.

Calisa verschränkte die Hände auf dem Rücken und hoffte, verantwortungsbewusst und respektvoll auszusehen. Sie hatte keine Ahnung, ob das klappen würde, nachdem sie eben noch um Gnade gefleht hatte, aber ihr Ziel war es jetzt, Tante

Zee davon zu überzeugen, dass sie eine hervorragende Ergänzung zum Personal für den Sommer wäre.

Tante Zee machte einen Eintrag im Gästebuch. »Du kannst in Zimmer zwei wohnen.«

»Fantastisch!« Bevor sie noch etwas fragen konnte wie »Wo ist Zimmer zwei?« oder »Bekomme ich den Schlüssel?«, nahm sie aus dem Augenwinkel eine schnelle Bewegung wahr. Sie drehte den Kopf, sah jedoch nur ihr verschwommenes Abbild im schmutzigen Spiegel – ihre Haare waren vom Regen verfilzt, ihr Shirt noch feucht und ihr Gesicht ein undeutlicher Fleck.

Ich sehe aus wie eine halb ertrunkene Maus. Wirklich ein pessimistischer Spiegel.

Calisa wandte sich wieder dem Empfangstresen zu. Das Gästebuch war verschwunden, vermutlich an den Ort zurückgelegt, an dem Tante Zee es aufbewahrte, und – noch bedeutsamer – auch sie selbst war fort.

Wie hatte die alte Dame so schnell den Raum verlassen können? Ganz so flink hatte sie nicht ausgesehen. Außerdem … war es auch irgendwie unhöflich. Calisa war gerade erst angekommen. Zugegeben, Tante Zee wollte sie nicht hierhaben, also konnte sie wohl kaum erwarten, herzlich begrüßt oder herumgeführt zu werden, aber dennoch …

Nichts davon habe ich so erwartet.

Einen Augenblick lang stand sie nur da, unsicher, was sie tun sollte. Sollte sie das Loch reparieren, das sie verursacht hatte? Oder erst einmal ihre nassen Socken ausziehen? Tante Zee hinterherlaufen? Zu Hause anrufen und ihren Eltern sagen, dass … ja was? Sie würde ihnen natürlich sagen, dass es ihr gut ging. Dass sie sicher hier angekommen war.

Alles wird gut. Wahrscheinlich. Vielleicht.

In dem Moment kam Jack die Treppe herunter. »Ah, du steckst nicht mehr in dem Loch!«

Sie sah zu seinem fröhlichen Gesicht hoch, während er immer zwei Stufen auf einmal nahm. »Und du trägst nicht mehr unerklärlicherweise einen Wasserspeier mit dir herum. Wie sehr die Dinge sich doch ändern können.«

»Er mag keinen Regen.«

Sie war sich zu neunundneunzig Prozent sicher, dass er scherzte. Fünfundachtzig Prozent? Bei seinem ernsten Gesicht war es schwer zu sagen.

»Tante Zee meinte, Zimmer zwei«, sagte sie, als er die unterste Stufe erreicht hatte. »Soll ich mir den Schlüssel einfach selbst nehmen?« Calisa deutete auf das Brett mit den Schlüsseln hinter dem Empfangstresen. »Und hast du einen Hammer, Nägel, eine Säge und Holz und könntest mir sagen, wie man eine kaputte Veranda repariert?«

»Du hast mit ihr geredet! Großartig!« Er sah sehr erleichtert und auch überrascht aus. Überraschter, als sie erwartet hätte. *Aber wahrscheinlich weiß er, wie unfreundlich seine Chefin ist.* »Ich hatte vor, das Loch zu reparieren«, fügte er hinzu, »sobald es aufgehört hat zu regnen.«

»Ich glaube, es hat schon aufgehört.« Sie ging durch die Eingangshalle, öffnete die Haustür und spähte nach draußen. »Zumindest weitgehend?«

Es kamen nur noch wenige Tropfen herunter, als wäre der Himmel ein Geschirrtuch, das so gut wie ausgewrungen war. Draußen im Garten stand die Statue glänzend nass. Wasser tropfte von ihren ausgestreckten Händen.

Jack trat zu ihr in den Türrahmen. »Das müsste reichen.«

Es waren noch ein oder zwei Stunden, bis es dunkel wurde. Calisa hatte den frühestmöglichen Zug genommen, damit

ihr bei ihrer Ankunft noch Zeit blieb, ihre Sachen auszupacken. Außerdem ging die Sonne um diese Jahreszeit erst sehr spät unter. Ihr würde noch Zeit und Tageslicht für die Holzarbeiten bleiben. Wie lange konnte es schon dauern, ein paar kaputte Bretter zu reparieren?

»Und ja«, sagte Jack, »wenn Tante Zee Zimmer zwei gesagt hat, dann kannst du dir den Schlüssel dafür nehmen. Aber, ähm, geh nicht in die anderen Gästezimmer, okay? Auch nicht, wenn die Schlüssel am Brett hängen. Ich weiß nicht, ob Tante Zee dich darauf hingewiesen hat, aber das ist ihr sehr wichtig. Sie ist diejenige, die die Zimmer verteilt. Änderungen sind nicht erlaubt.«

»Klar, kein Problem.« Calisa hatte nicht vor, irgendwelche Zimmer zu betreten. »Ich geh nur schnell hoch und wechsle mein Shirt und meine Socken, dann komme ich zurück und repariere die Veranda.«

»Ähm, tut mir leid, dass ich vorhin daran gezweifelt habe, ob du hier richtig bist. Es ist nur … ich wusste nicht, dass sie dich eingeladen hat. Sie ist eigentlich strikt dagegen, neue Leute einzustellen. Mein Dad hat schon oft danach gefragt. Meistens knurrt sie nur, aber manchmal verfällt sie auch in einen beeindruckenden Monolog darüber, wie wichtig es ist, unabhängig zu sein. Sie führt dieses Inn schon seit Jahrzehnten. Sie will nicht, dass Fremde hier alles durcheinanderbringen. Nicht, dass du eine Fremde bist. Du gehörst ja zur Familie. Das macht die Sache wahrscheinlich anders.« Er lächelte und es war so, als wäre nach dem Regen die Sonne herausgekommen.

Wow, was für ein Lächeln. Sollte sie ihm sagen, dass es nur eine dreitägige Probezeit war? Einerseits war es peinlich, dass ihre eigene Großtante sie nicht hierhaben wollte, andererseits

könnte Jack ihr vielleicht helfen, sie zu überzeugen. »Sie hat mich nicht gleich wieder rausgeworfen, aber auch noch nicht zugestimmt, dass ich den ganzen Sommer bleiben darf.«

Jacks Lächeln verrutschte ein bisschen. »Du weißt also Bescheid?«

»Ehrlich gesagt, nein. Ich weiß gar nichts über die Arbeit in der Gastronomie.« Sie senkte bei ihren Worten die Stimme, nur für den Fall, dass Tante Zee sie hören konnte. Wäre Ethan hier gewesen, dann hätte er ihr gesagt, sie solle Zuversicht ausstrahlen. Er war der festen Überzeugung, sich mit selbstbewusstem Auftreten aus jeder Situation herauswinden zu können – das war etwas, das sie bei ihrer ersten Begegnung an ihm bewundert … und am Ende gehasst hatte, als sie diejenige war, die belogen wurde. Aber etwas in Jacks Blick verhinderte, dass sie in seiner Gegenwart vorgeben wollte, etwas anderes zu sein, als sie war. »Ich dachte, wenn ich die Veranda repariere, dann könnte das Tante Zee beeindrucken, allerdings habe ich noch nie eine Veranda repariert.« Oder überhaupt irgendetwas. In einer Mietwohnung in Brooklyn gab es nicht sonderlich viele Möglichkeiten, mit Holz zu arbeiten.

Jack sah zweifelnd aus, und sie wünschte sich, sie könnte das Lächeln zurückbringen.

»Aber ich bin bereit, es zu versuchen«, fügte Calisa hinzu. Das musste doch etwas zählen, oder?

Die Pause hielt länger an, als ihr lieb war. Viel länger. »Na ja, ich kann dir beibringen, wie man eine Veranda repariert«, sagte er schließlich, »wenn du mir wirklich helfen willst. Zu zweit geht es sowieso leichter. Du hältst das Holz fest und ich säge.«

»Abgemacht.«

Er wirkte immer noch unsicher, und ihr wurde plötzlich bewusst, dass sie Seite an Seite im Türrahmen standen, nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. Wenn sie ihre Hand ein wenig drehte, würde er dann lächeln? Oder zurückzucken?

»Ich … ähm … bringe nur meine Sachen in mein Zimmer, ziehe mich um und dann … ähm … treffen wir uns wieder hier draußen?« Calisa ärgerte sich über ihr Stottern.

Nein, sagte sie sich. *Auf keinen Fall. Ich suche nicht nach einer Übergangsbeziehung. Er ist ein Kollege. Nur ein Kollege.*

Der zufällig ein nettes Lächeln hatte – wenn er sich dazu entschloss, es zu zeigen – und der über ihr Erscheinen hier zumindest nicht entsetzt zu sein schien. Das war alles. Auf keinen Fall brauchte sie noch mehr Liebeskummer.

»Ich hole Holz und Werkzeuge.« Er machte einen Bogen um das Loch und hüpfte die Stufen hinunter.

Sie sah ihm noch einen Moment hinterher, während er um die Ecke des Hauses verschwand. Da war ein Prickeln in ihrem Nacken, als würde jemand in der Nähe sie beobachten. Aber es war niemand da. Nur die Statue.

Calisa zog die Brauen hoch. »Guck nicht so vorwurfsvoll.«

Die Statue stand bloß schweigend da. Der Regen sammelte sich in ihren Steinaugen und den zusammengelegten Händen.

Kapitel 3

Calisa nahm den Zimmerschlüssel vom Brett und zog ihren Koffer den Flur hinter der Treppe entlang. Er war mit einem ausgeblichenen blauen Teppich ausgelegt. An der Wand hing ein kaputter Leuchter und am Ende des Flurs lag ein Bad. Durch die angelehnte Tür war die Ecke eines Waschbeckens zu sehen. Alles roch leicht nach Lavendel. Und Staub.

Vom Flur im Erdgeschoss gingen nur zwei Gästezimmer ab. Sie blieb vor der zweiten Tür stehen. Über der Zahl Zwei war ein rotes X aufgemalt.

Was das wohl zu bedeuten hatte? Muss gereinigt werden? Für Gäste nicht geeignet? Aus hygienischen Gründen gesperrt? Tatort eines Verbrechens?

Sie schloss die Tür auf und warf vorsichtig einen Blick nach drinnen.

Es war bezaubernd.

Oder war einmal bezaubernd gewesen.

Lächelnd betrat sie das Zimmer und legte ihr Gepäck ab. Sie schaute sich um und entdeckte ein Doppelbett mit Baldachin, einen Fenstersitz mit Aussicht auf die Berge und einen Kamin mit Steinsims. Ja, die Steppdecke auf dem Bett war zerschlissen, vom Fenstersitz blätterte die Farbe ab und der Kamin war voller Ruß und offenbar seit Jahren nicht gereinigt worden, aber es war alles verdammt gemütlich. Auf

dem Holzboden lag ein verblichener Läufer mit Blumenmuster und die Gardine bestand aus leicht ausgefranster Spitze. Auf der Kommode standen einige ledergebundene Bücher, die Bücherstützen besaßen die Form von Katzen. Alles war ein bisschen alt und abgenutzt, aber hier war es immerhin sauberer als in den Gemeinschaftsräumen, und es roch nach den Lavendelzweigen, die in kleinen Vasen im Zimmer verteilt waren: auf dem Nachttisch, dem Kaminsims und der Kommode.

Hier kann ich es aushalten, dachte sie. *Wenn ich darf.*

Ihr gefiel, dass es überhaupt nicht wie ihr Zimmer zu Hause aussah, mit den Fotos von Ethan und ihren Freundinnen an den Wänden, dem ungemachten Bett mit der noch nicht wegsortierten Wäsche darauf und dem Schreibtisch, auf dem sich die Schulsachen stapelten, die sie bis September ignorieren wollte. Und es sah auch nicht wie *sein* Zimmer aus.

Es wäre ein schöner Ort, um den Sommer zu verbringen, mit der Aussicht auf die Berge und einer Menge Arbeit, die sie auf Trab hielt und ablenkte. Wenn sie Tante Zee nur davon überzeugen konnte, sie länger bleiben zu lassen als drei Tage … Ich kann damit anfangen, dass ich die Veranda repariere. Zumindest würde Jack sie bei der Reparatur helfen lassen, auch wenn er über ihre Anwesenheit nicht begeistert schien.

Als sie noch über Käse geredet hatten, war er freundlicher gewesen. Erst als er erfuhr, dass sie nicht hundertprozentig eingeladen war, wurde er nervös. Aber wahrscheinlich war das verständlich – bestimmt wollte er seine Chefin nicht verärgern, indem er jemanden willkommen hieß, der eigentlich nicht willkommen war.

Calisa stellte ihren Koffer auf den Fenstersitz und wechselte ihr feuchtes T-Shirt und die durchweichten Socken. Nachdem sie die Sachen zum Trocknen über die Lehne eines Stuhls beim Kamin gehängt hatte, warf sie einen Blick auf ihr Smartphone. Kein Empfang. Und kein WLAN, in das man sich einloggen konnte.

Sie hatte Abstand zu Brooklyn gewollt, ohne dass ihr ständig jemand etwas über Ethan erzählte. Das war also nicht weiter tragisch. Sie wusste, dass ihre Freundinnen ihr ein paar Wochen Schweigen verzeihen würden. Vor ihrer Abreise hatte Crystal sie davon überzeugen wollen, den Sommer über komplett von der Bildfläche zu verschwinden, und jetzt würde sie genau das tun. Natürlich musste sie noch zu Hause anrufen, aber zum Glück stand auf dem Nachttisch ein altmodisches Telefon mit einem geringelten Kabel.

Sie meldete sich bei ihren Eltern, versicherte Mom-Elise, dass mit dem Zug und dem Uber alles geklappt hatte und überhaupt alles gut war, und erzählte Mom-Kate, dass sie Tante Zee getroffen hatte, ihr Zimmer sehr hübsch war und sie Zahnseide eingepackt hatte. *Obwohl sie nicht vorhatte, sie zu benutzen, bis der nächste Zahnarzttermin kurz bevorstand – wer tat das schon?*

Sie sagte nicht, dass das Haus baufällig war oder dass Tante Zee ihr nur erlaubt hatte, für drei Tage zu bleiben. Warum sollte sie sie beunruhigen?

»Ich fange gleich mit der Arbeit an«, sagte sie.

Sie gaben ihr ein paar Ratschläge (arbeite nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig; denk dran, auch ein bisschen Gemüse zu essen; ruf öfter mal an; such dir ein paar Freunde; hör auf Tante Zee; lass keine nassen Handtücher auf dem Boden liegen) und überschütteten sie mit Liebe (»Meine

Liebe für dich reicht bis zum Mond, bis zum Neptun, bis zum Pluto, der in unseren Herzen noch ein Planet ist …«), bis sie sich lachend verabschiedete.

Nachdem sie aufgelegt hatte, eilte Calisa nach draußen. Seltsamerweise war ihr der Anruf mehr wie ein Abschied vorgekommen als das Einsteigen in die U-Bahn heute früh. Ihr war schmerzlich bewusst, wie weit weg von zu Hause sie war und wie anders das alles war als der Sommer, den sie ursprünglich geplant hatte. Sie trat durch die Haustür und holte tief Luft. Die Luft nach dem Regen roch so …

»Petrichor«, sagte Jack.

Sie atmete aus. »Wie bitte?«

»So heißt der Geruch nach dem Regen. Petrichor. Er wird verursacht von … ähm, hab ich vergessen. Eine chemische Verbindung im Boden, die freigesetzt wird, wenn es regnet. Aber ich fand es immer cool, dass der Geruch einen Namen hat.« Er trug Holzbretter auf der Schulter und hatte einen Werkzeuggürtel umgeschnallt. An seinem Hals baumelte eine Schutzbrille.

Calisa half ihm dabei, das Holz auf dem unversehrten Teil der Veranda abzuladen. Dann betrachtete er das Loch, erst aus einem Winkel, danach aus einem anderen. Sie hatte drei Bretter zerbrochen. Einige Holzstücke waren in das Loch gefallen und die Reste, die noch mit der Veranda verbunden waren, sahen schartig und splittrig aus.

»Was machen wir als Erstes?«, fragte sie.

»Hast du schon mal ein Stemmeisen benutzt?«

»Nein, aber wenn du mir sagst, dass ich einen Vorschlaghammer verwenden darf, werde ich dich für immer lieben.«

Er grinste und es war ihr gleich viel weniger peinlich, dass die Worte genau so aus ihrem Mund gekommen waren. So

etwas würde sie zu ihren Freunden sagen, und sie hatte gar nicht darüber nachgedacht, dass sie mit jemandem sprach, der im Grunde ein Fremder für sie war, und dann auch noch einer, den sie in ihrem Kopf als sehr, sehr gut aussehend abgespeichert hatte.

»Kein Vorschlaghammer«, sagte er. »Aber wir müssen die alten Bretter entfernen. Mit einem Stemmeisen geht's am schnellsten.«

»Mit einem Vorschlaghammer würde es noch schneller gehen.«

»Aber wir könnten damit Teile der Veranda kaputt machen, die wir nicht kaputt machen wollen, zum Beispiel die Stützen.«

Er zeigte ihr, wie man ein Stemmeisen benutzte, was ziemlich einfach war: Man schob es unter das Holz, das man entfernen wollte, und hebelte es weg. Während sie die zerbrochenen Teile entfernte, maß er die Breite der Veranda aus. Es war einfacher, die zerbrochenen Bretter ganz zu entfernen, als das Loch zu flicken, erklärte er ihr. Und es würde auch besser aussehen, weil das Holz gleichmäßig verwittern würde. Ihr gefiel es, wie er ihr Dinge erklärte, ohne herablassend zu klingen. Er wirkte eher wie ein Kind, das ihr seine Sammlung aus Spielzeug-Dinosauriern zeigte. Er schien froh, ihr etwas beibringen zu können, auch wenn er offenbar noch nicht ganz überzeugt davon war, dass sie wirklich hierhergehörte.

»Wie hast du das alles gelernt?«, fragte Calisa.

»Mein Dad hat es mir beigebracht.«

»Du hast gesagt, dein Dad ist der Hausmeister?«

»Und der Handwerker, der Klempner, der Elektriker. Was auch immer gerade gebraucht wird«, sagte Jack mit Stolz in

der Stimme. »Er bekommt alles hin. Wenn er hier wäre, dann hätte er die Veranda längst repariert und wäre bereits auf dem Dach, um diese Löcher zu flicken.«

Er maß noch einmal die Breite aus und markierte dann eines der Bretter. Er setzte die Schutzbrille auf und reichte ihr ebenfalls eine. Sie setzte sie auf. Wahrscheinlich sah sie damit wie ein Frosch aus, aber bei Jack war es nicht anders, darum war es nicht so schlimm. Sie konnten zusammen wie Frösche aussehen.

»Er ist nicht hier?«

»Er ist unterwegs«, sagte Jack. »Holt Vorräte für die Sommersaison. Er wird bald zurück sein, aber, na ja, nicht bald genug. Kannst du das andere Ende des Brettes festhalten? Dann zerbricht es nicht, bevor ich es ganz durchgesägt habe.«

Sie legte das Stemmeisen beiseite, ging zu ihm und hielt das Brett fest. Er wollte es über der obersten Stufe der Verandatreppe schneiden, damit nichts durchgesägt wurde, das nicht durchgesägt werden sollte. »Dann bist also nur du hier, solange dein Dad weg ist? Arbeitet sonst noch jemand hier? Wer kocht? Wer macht sauber? Du kannst doch nicht alles allein machen.«

Sie hatte sonst keine Angestellten gesehen. Tante Zee hatte doch bestimmt noch anderes Personal, oder nicht?

»Nur ich. Bis Dad wieder da ist, bin ich dafür zuständig, die Gästezimmer zu putzen, die Handtücher, Bettwäsche und den Rest zu waschen, die Frühstückstabletts vorzubereiten, den Gästen zu helfen, wenn sie etwas brauchen, und alles, was kaputtgeht, zu reparieren. Eigentlich soll ich mich auch um das Grundstück kümmern, aber abgesehen vom Gemüsegarten habe ich das … ein bisschen vernachlässigt. Es war viel zu tun.«

Das … war eine ganze Menge. Wie viel Arbeit hatte sie sich hier aufgehalst? Warum gab es kein anderes Personal? Es musste doch früher welches gegeben haben. Calisa war sich sicher, dass sie bei dem Besuch in ihrer Kindheit ein paar Leute gesehen hatte. Hatte Tante Zee sie alle gefeuert? Oder hatten sie gekündigt? Wie griesgrämig war die alte Dame?

Jack setzte die Säge an der Markierung an und begann zu arbeiten. Calisa hielt ein Ende des Brettes fest, er das andere mit einer Hand und einem Knie.

»Wie ist Tante Zee so?«, fragte Calisa.

Jack hielt inne und sah sie überrascht an. »Sie ist deine Tante.«

»Großtante. Und ich war in meiner Kindheit das letzte Mal hier. Außerdem gab es damals einen Turm aus schokoladeüberzogenen Erdbeeren, der mich abgelenkt hat. Deshalb habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, wie es wäre, für sie zu arbeiten.«

Einen Moment lang zuckte es in seinem Gesicht, so als könnte er ein Grinsen kaum unterdrücken. Er sägte weiter. »Ein Turm aus schokoladeüberzogenen Erdbeeren?«

»Ich werde dir nicht verraten, wie viele ich davon gegessen habe.«

»Ich hoffe, eine Menge«, sagte er. Obwohl sie das Ende des Bretts festhielt, fiel es runter, als er das letzte Stück durchsägte. »So eine Gelegenheit sollte man sich nicht entgehen lassen.«

»Definitiv eine Menge.«

Jack nickte zufrieden. »Sehr gut.«

Er maß das zweite Brett aus und begann wieder zu sägen.

»Tante Zee? Wie ist sie?«, fragte sie, um zu ihrer ursprünglichen Frage zurückzukehren.

Sie wollte auch fragen, ob er gern hier arbeitete. Wie lange er schon im Inn beschäftigt war und seit wann es sich in so baufälligem Zustand befand. Ob er das wusste? Arbeitete er Vollzeit? Wohnte er hier? Hatte er eine Freundin? Mochte er Mädchen? Mochte er sie?

Woa, Calisa, nein. Das ist absolut nicht, warum du hier bist.

»Sie ist … Na ja, ich kenne sie schon, seit ich klein war.«

»Du bist hier aufgewachsen?«

»Ja. Wir haben nur ein paar Kilometer entfernt gewohnt. Du kommst aus New York City?«

»Brooklyn. Du hast gesagt *haben gewohnt*. Wohnst du jetzt im Inn?«

»Mhm, Zimmer sechs«, sagte er. »Wir … das heißt, mein Dad und ich … Meine Mutter ist bei meiner Geburt gestorben. Mein Dad und ich, wir hatten ein eigenes Haus, nicht viel, aber ein Zuhause. Aber Tante Zee braucht uns jetzt hier, also wohnen wir bei ihr. Sie hat uns beide zusammen im Paket angeheuert.« Er zuckte die Achseln, als wäre damit sein Leben vollständig erklärt.

Sie begannen zusammen die neuen Bretter aufzunageln. Einen Hammer hatte Calisa immerhin schon einmal benutzt, um Mom-Kate zu helfen, Bilder an die Wand zu hängen, aber das waren im Vergleich sanfte Schläge gewesen. Einen Nagel in ein dickes Brett einzuschlagen, war viel befriedigender. Sie schlug nur ein paarmal daneben und dellte das Holz rund um den Nagel ein.

»Warum stellt Tante Zee nicht mehr Leute ein?«, fragte sie. »Ich meine, ich verstehe den Wunsch, selbstständig und unabhängig zu sein und so, aber das hier ist ein Inn. Da sollte es auch Personal geben. Köche und Reinigungskräfte und Leute für die Instandhaltung.«

Er antwortete nicht gleich, und sie dachte, er würde sich auf seine Arbeit konzentrieren, aber als sie hochschaute, sah sie, dass er den Blick auf den Garten gerichtet hatte, als hätte sie eine komplexe Frage gestellt. »Sie will nicht«, antwortete er schließlich.

»Okaaaay.«

Jack hämmerte noch konzentrierter auf die Nägel ein.

»Sie kann es sich nicht leisten?«, riet Calisa.

Ihr war aufgefallen, wie wenige Schlüssel im Vergleich zur Gesamtzahl der Zimmer in Benutzung waren. Ein dreistöckiges Gebäude zu sanieren und weitere Vollzeitkräfte einzustellen, wäre wahrscheinlich sehr kostspielig. Aber wenn Tante Zee das Haus nicht sauber und in Schuss halten konnte, würden immer weniger und weniger Gäste kommen … Sie fragte sich, ob das Inn womöglich schon kurz davor stand pleitezugehen.

Vielleicht ist sie deshalb so unfreundlich.

»Aber wenn sie Hilfe braucht, warum schickt sie mich dann weg? Ich bin eine Verwandte und arbeite umsonst.«

Er zuckte die Achseln.

Vielleicht war es Stolz. Tante Zee wollte nicht zugeben, dass sie Hilfe brauchte. Das konnte Calisa verstehen. Ihre Großtante hatte das Faraway Inn gegründet, ihr Geschäft selbst aufgebaut und jetzt sollte sie Hilfe annehmen? Besonders von Verwandten, die sie jahrelang nicht gesehen hatte?

»Morgen fange ich an, sauber zu machen«, sagte Calisa. »Ich glaube, das ist erst mal das Wichtigste.« Außerdem war das etwas, das sie konnte. Als Erstes würde sie überall Staub wischen und dann herausfinden, wo Tante Zee den Staubsauger aufbewahrte. Sie musste ja einen haben.

»Normalerweise ist das Wichtigste das, was gerade kaputt-

gegangen ist«, sagte Jack. »Oder die Wünsche der Gäste. Deswegen bleiben die ganzen Routinearbeiten liegen.«

»Haben die Gäste denn viele Wünsche?«, fragte sie.

Er hämmerte gerade den letzten Nagel ein und antwortete deshalb nicht gleich. Dann schlug er ein letztes Mal drauf und ließ sich auf die Hacken zurücksinken. »Kommt auf den Gast an.«

Das klang etwas vage und ominös. »Ach ja?«

»Wir hatten mal einen Gast, der Speck geliebt hat. Nur Speck. Morgens, mittags, abends. Das ganze Haus hat danach gerochen. Er wollte sogar eine Kochplatte haben, um sich nachts selbst welchen zu braten.«

»Das klingt ein bisschen übertrieben, auch wenn Speck natürlich lecker ist.«

»Ja, aber … Na jedenfalls, das ging noch, bis wir dann einen Gast hatten, der ein Hängebauchschwein als Haustier mitbringen wollte.«

Calisa verzog das Gesicht. »Ist nicht wahr.«

»Doch. Tante Zee musste es ihm ausreden, sonst hätte es ein großes Speckessen gegeben. Ich wünschte, ich hätte hören können, was sie zu ihm gesagt hat.« Er klang wehmütig und bewundernd. »Aber, ähm, erzähl das nicht weiter, okay?«

Natürlich, wollte sie sagen, aber er ließ ihr keine Chance dazu.

Abrupt stand er auf, als bedauerte er, überhaupt etwas gesagt zu haben. »Ich räume die Werkzeuge weg«, sagte er. »Kannst du einen Besen holen, damit wir die Sägespäne wegfegen können?« Er sammelte die überzähligen Nägel, die Schutzbrille, die Säge, das Stemmeisen und den Hammer ein.

»Klar.«

Er schoss davon, bevor sie fragen konnte, wo sie einen Besen fand.

Vermutlich gab es irgendwo eine Kammer dafür, aber wo genau? Sie betrat das Haus und machte sich auf die Suche. Wahrscheinlich nicht im ersten Stock – dort befanden sich bestimmt nur Gästezimmer. Von der Küche ging ein schmaler Flur ab, in dem sich mehrere Türen befanden, hinter denen Kammern liegen könnten. Sie öffnete sie eine nach der anderen:

Jackenschrank.

Vorratskammer.

Handtücher.

Vogelfutter, Blumenerde und … *Alligatorenfutter?*, las sie laut die Beschriftung.

Frag später nach.

Nachdenklich schloss sie die Tür. Sie hätte nicht gedacht, dass es hier so viele Abstellkammern gab. »Wo bist du, Besen?«

Sie ging zur nächsten Tür, die schmal und hoch war, und öffnete sie. Drinnen war es dunkel wie in einer mondlosen Nacht. Wind schlug ihr entgegen und sie hörte einen heulenden Schrei. Calisa presste sich die Hände auf die Ohren.

Eine runzlige Hand schlug vor ihr die Kammertür zu und sie stolperte zurück. Tante Zee schaute sie wütend an.

»Besen?«, quietschte Calisa.

»Ich bin zu alt für so was«, brummte Tante Zee.

Einen Moment später öffnete sie dieselbe Tür und dahinter kam eine ganz normale Kammer mit einer Reihe von Besen, Wischmopps und Schwämmen zum Vorschein. Calisa bemerkte, dass sie einen Schritt zurückgetreten war, für den Fall, dass wieder die heulende Dunkelheit erschien.

»Eben … als ich die Kammer geöffnet habe …«

»Du bist müde. Du hattest eine lange Reise.«

»Ja, aber …«

»Es ist eine Besenkammer.«

Natürlich war es das, aber …

»Regel Nummer eins im Faraway Inn: Öffne niemals eine Tür ohne Erlaubnis«, sagte Tante Zee. Vor sich hin murmelnd, suchte sie einen Besen aus, drückte ihn Calisa in die Hand und eilte in Richtung Küche davon.

Calisa griff schnell danach, bevor er zu Boden fallen konnte. »Wie lauten die anderen Regeln?«

Von der Küchentür aus sah Tante Zee zu ihr zurück. »Andere Regeln?«

»Du hast gesagt, dass das Regel Nummer eins ist. Wie lauten die anderen?«

Tante Zee schnaubte. »Es gibt nur eine andere Regel.«

»Und die lautet?«, fragte Calisa.

Es wäre besser, von Anfang an Bescheid zu wissen, damit sie nicht noch mehr Fehler machte. Sie hatte nur drei Tage Zeit, um alles richtig hinzubekommen, sich nützlich zu machen und Tante Zee davon zu überzeugen, sie bleiben zu lassen, und um möglicherweise herauszufinden, was zur Hölle sie da gerade im Inneren der Kammer gesehen (und gehört) hatte, das mit ziemlicher Sicherheit nicht auf Müdigkeit oder ihre wilde Fantasie zurückzuführen gewesen war … nur dass es wohl doch so gewesen sein musste, da die Kammer eindeutig bloß Putzzeug enthielt. Der Besen in ihrer Hand – massiv und gewöhnlich – war der Beweis dafür.

»Tante Zee, wie lautet die andere Regel?«

»Stell keine Fragen.«